

Zeitschrift: Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch
Herausgeber: [s.n.]
Band: - (1930)

Artikel: Ein Bündner Zwiegestirn des XVIII. Jahrhunderts
Autor: Hartmann, B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550181>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

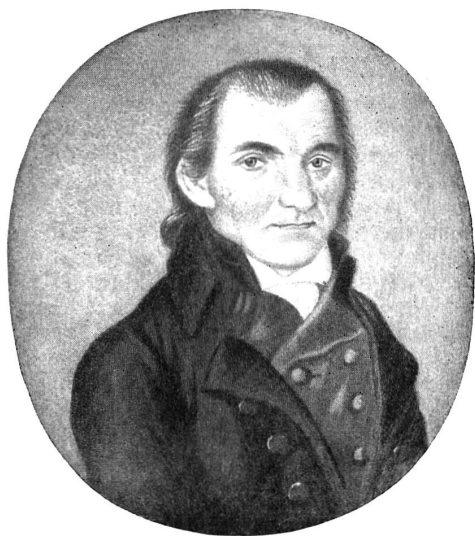
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EIN BÜNDNER ZWIEGESTIRN DES XVIII. JAHRHUNDERTS

VON PROF. B. HARTMANN



DEKAN LUZIUS POL

Mit den Schulen und Bildungsmöglichkeiten in der alten Republik Graubünden war's nicht gut bestellt, worüber wir uns auch gar nicht wundern wollen. Denn die alten Drei Bünde waren ja ein Staatswesen fast ohne Finanzen. Ihre einzige größte Einnahme waren die Zölle. Wohl hatte man die schönen Untertanenlande, Bormio, Veltlin und Chiavenna; aber was aus ihnen floß, ging zum großen Teil in der Verwaltung auf oder kam einzelnen Privaten zugut. Dem Volke Steuern aufzulegen wagte man noch nicht, denn dazu waren die einzelnen Hochgerichte noch viel zu selbständig. So war denn an eine Wohlfahrtspflege von Staats wegen noch gar nicht zu denken, und auch recht bescheidene Neuerungen im Straßwesen, in der Polizei und Sanitätspflege scheiterten stets wieder am Geldmangel des Großen Rates oder Bundstages, wie man damals noch sagte.

Wenn man aber kaum das Geld aufbrachte, einige Polizisten anzustellen, die dem furchtbaren Bettel- und Vagantenwesen jener Zeit ein wenig Einhalt geboten hätten, so läßt sich denken, was für das Schulwesen geschah, das heißt für eine Sache, deren Wirkung man nicht mit den Händen greifen konnte. Die alte Landesschule der Reformationszeit, die Nikolaischule in Chur, war längst abgeblüht und fristete seit dem Dreißigjährigen Krieg nur noch ein recht kümmerliches Dasein. Dann hatte allerdings im Jahr 1701 ein in Lissabon reich gewordener Bündner Arzt, Dr. Abys, eine sehr namhafte Stiftung zur Gründung einer Gelehrtenschule in Chur gemacht. Aber es schien das Sprüchlein zu gelten: „Wenn's nicht will, so taget's nicht“. Ein Unstern waltete über dem Stiftungskapital, seine Zinsen flossen unregelmäßig oder auch gar nicht. Es reichte nur noch zur Anstellung von Professoren „im Nebenamt“, und das ist ja stets eine schlimme Geschichte. So blieben auch die Hörsäle dieser höheren Schule allmählich fast leer, und als 1751 Martin Planta, der weitaus bedeutendste Bündner Pädagoge des 18. Jahrhunderts, von England in seine Heimat zurückkehrte, konnte er leider nichts feststellen als das Fehlen jeder leistungsfähigen höheren Bildungsanstalt in Graubünden. Sein eigenes großes Schulunternehmen in Haldenstein und hernach im

Schloß Marschlins mußte er ganz auf privatem Wege finanzieren. Das Einzige, was 1763 der Bündner Bundstag, das heißt der Staat, ihm und seinem Mitarbeiter J. Peter Nesemann leisten konnte und wollte, war die „Bezeugung des Wohlgefallens“ und die Verleihung des Professorentitels, mit dem allein man schon damals kein Klafter Holz kaufen konnte. Bekanntlich ist dann die edle Gründung Martin Plantas schon 1777 zu Grunde gegangen, nicht allein, aber doch zum guten Teil aus Mangel an Geldmitteln. Kein Wunder, daß in der Folgezeit die vorwärtsdrängenden Elemente des Bündner Volkes von Anfang an auch die Gründung einer leistungsfähigen Landesschule aufs Programm nahmen, und die Eröffnung derselben, der Bündner Kantonsschule in Chur, fällt im Jahre 1805 fast zusammen mit dem Durchbruch des modernen Staatsgedankens.

So lagen die Dinge in unserem höheren Schulwesen im 18. Jahrhundert. Um so mehr muß es uns aber überraschen, daß dieses an Bildungsmöglichkeiten so arme Graubünden in der zweiten Hälfte des gleichen Jahrhunderts einige *namhafte Gelehrte* hervorbrachte, die heute noch, das heißt nach 150 Jahren, durch die Ergebnisse ihrer Forscherarbeit zu fesseln vermögen. Das besonders Anziehende an diesen Bündner Gelehrtengestalten jener Zeit liegt nicht zum geringsten Teil gerade in dem unendlich mühsamen Weg ihrer Ausbildung und in den rührend primitiven Hilfsmitteln ihrer wissenschaftlichen Arbeit. Meist sind es Landpfarrer gewesen beider Konfessionen, oder auch Edelleute, oder beides in einer Person; denn nur die allerersten Adelshäuser Graubündens verschmähten es, gelegentlich ihre Söhne dem geistlichen Stand zuzuführen. Was irgendwie bildungshungrig war und seine Studien nicht im Ausland zu machen vermochte, flüchtete sich damals noch in den Beruf des Geistlichen, des evangelischen wie katholischen. Kein Wunder, daß dann gelegentlich bedeutende Talente ins Pfarramt hinein kamen, die sich nach anderen Richtungen auszuwirken suchten.

Es hielte nicht schwer, ein Dutzend Namen zu nennen, doch möchten wir heute die Aufmerksamkeit unserer geneigten Leser nur auf zwei hinwenden. Das sind Männer, die in der Bündner Kulturgeschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts dastehen wie eine seltsame Zwillingserscheinung, obschon der eine Katholik, der andere ein Protestant war, ein richtiges Zwiegestirn, wie wir sie in der Überschrift unserer Erzählung nannten. Der eine ist der Disentiser Benediktinermönch *Pater Placidus a Spescha* und der andere der Prätigauer Pfarrer *Dekan Luzius Pol*.

Beide waren erfüllt vom lodernden Feuer des heiligen Forschungstriebes, den sie zunächst als Naturforscher und Alpinisten nährten; beide vertieften sich in das, was man heute Volkskunde nennt, und gingen dann über zum Studium allgemeiner Fragen des Bündner Wirtschaftslebens; endlich haben beide, wenn auch in ungleicher Weise, praktisch Hand angelegt, um ihr Bergvolk aus den Banden der Armut zu befreien. Dem politischen Parteitreiben der Zeit — es waren ja die Jahre der großen Revolution — ist im Grunde der Disentiser Mönch ebenso abgeneigt gewesen wie der Prätigauer Pfarrer, und doch hatte der eine wie der andere das Mißgeschick, Anno 1799 als politische Geisel der streitenden Parteien in die Verbannung verschleppt zu werden. So bedeuten die beiden ein rechtes Zwiegestirn, wenn sich

schon ihr äußeres Leben nur sehr wenig berührte und jeder ein getreuer Sohn seiner Kirche blieb. Am Ende sind sie sogar in ihren konfessionellen Gefühlen nicht durch Abgründe von einander getrennt gewesen. Eine Erweichung der religiösen Gegensätze entsprach dem Zug jener Zeit. Der Mönch a Spescha hat seinen Freunden und Obern gelegentlich zu wenig katholisch gedacht, und Pol hat als Dekan der Evangelisch-Rätischen Synode einmal einen Katechismus ausgearbeitet, der von seinen Amtsbrüdern wegen zu milder Behandlung des Katholizismus abgelehnt wurde; in der Tat eine verblüffende Geistesverwandtschaft.

Nun sind seit dem Tode des Benediktiners wie des Prätigauer Pfarrherrn ziemlich genau hundert Jahre verflossen; a Spescha starb 1833 und Pol 1828. Ganz vergessen hat sie das Bündnervolk nie, wenn schon ihr Andenken für die große Menge an einigen Einzelheiten hängen blieb, wie's ja meistens geht. So erzählt sich unser Volk heute noch von a Spescha, daß er mit seiner kostbaren Kristallsammlung das Verhängnis der Plünderung vom Kloster Disentis abwendete, allerdings schließlich doch vergeblich, ebenso daß er der erste Bezwingen des Tödi gewesen. Pöls Name aber lebt bis heute weiter in den Wuhrbauten an der Landquart bei Schiers, deren erster kühner Ersteller er gewesen ist. Solche Dinge hält die volkstümliche Überlieferung gerne fest. Die Erinnerung an die allgemeine geistige Bedeutung der beiden Männer aber war am Verblässen.

Da erlebte zuerst *Pater Placidus* seine Auferstehung oder Neugeburt. Unsere Naturforschende und Historisch-Antiquarische Gesellschaft taten sich zusammen, um ihm 1913 ein Denkmal zu setzen, das dauernd sein kann als Marmor. Sie ließen seine mannigfaltigen Schriften herausgeben, die keineswegs etwa nur für die Gelehrten großes Interesse haben. Der stätliche Band, prächtig illustriert, wurde durch Prof. Dr. F. Pieth und den als Naturforscher namhaften Benediktinerpater Dr. Carl Hager besorgt und konnte eben noch erscheinen ehe der große Krieg sich lähmend auf alle derartigen Unternehmungen legte. Heute brächten wir dieses Denkmal kaum mehr zustande. Wir wollen uns für heute bei a Spescha nicht länger aufhalten; vielleicht in einigen Jahren dann, wenn sein Todestag sich zum hundertsten Male jährt. Der kühne Mönch, der stets wieder mit seinen Obern in Konflikt geriet, weil er die Bergwelt mit leidenschaftlicher Liebe durchwanderte, statt seine geistlichen Pflichten zu erfüllen, und gelegentlich in seiner Originalität soweit ging, daß er die Christlichkeit der gebotenen Ehelosigkeit der Priester in Frage stellte. Sein Alter war ein ziemlich vergrämtes, und sein letztes Wort vor dem Sterben: „Nun fällt die Baracke zusammen!“ — er hat's übrigens romanisch gesagt, und in dieser Sprache tönt's nicht ganz so rauh —, dieses sein letztes Wort mag zwar gefunden sein, bezeichnet aber nicht ungeschickt die Stimmung, in der der verdiente Mann vom Zeitlichen Abschied nahm.

Ein weniger freundlicher Stern waltete über *Dekan Pöls* wissenschaftlichem Nachlaß. Er, der äußerst betriebsame Mann und Gemeindepfarrer bis an sein Ende, hatte weniger Zeit zum Schreiben gefunden als sein wissenschaftlicher Zwillingsbruder, der Disentiser Mönch. Überhaupt hatte er weit mehr in Tagesfragen gelebt und war mit ihnen in die Vergessenheit zurückgetreten. Und doch, sagten sich die wenigen, die von der Größe und Vielseitigkeit seines Lebenswerkes noch eine Ahnung hatten, daß eine Zeit, die an a Spescha ihre helle Freude bezeugte, auch verpflichtet sei, Pöls Gestalt neu aufleben zu lassen. Um dies zu erreichen, dürfte man allerdings nicht zurück-

schrecken vor mühsamer Sammelarbeit in Familienpapieren und einem Aufstöbern von verborgenen Erinnerungen an den seltsamen Mann. Es ist dann ein Lehrer der Evangelischen Lehranstalt in Schiers gewesen, Herr *Jacob Zimmerli*, der sich dem mühevollen Suchen unterzog, und das Lebensbild, das er 1923 erscheinen ließ, ist gleichzeitig eine exakt-wissenschaftliche Arbeit und ein unterhaltsames kleines Buch geworden, das man für wenige Franken kaufen kann.

Bewegter und mannigfaltiger konnte das Leben eines Bündner Landpfarrers nicht wohl sein. Der gleiche Mann, der Sonntag für Sonntag seine Gemeinde erbaute und als Prediger geschätzt war bis in seine alten Tage, macht Entdeckungen auf dem Gebiet der Botanik und der Käferkunde, durchstreift als einer der Ersten mit den Zielen eines Erforschers den Rätikon und andere Gebirgsgegenden Graubündens, betreibt eine große Musterlandwirtschaft, beteiligt sich eifrig an einer durch Martin Planta angeregten gemeinnützigen Gesellschaft, die „ökonomische“ genannt, wirkt mit an einer Zeitschrift für die wirtschaftliche und moralische Hebung seiner Heimat, schafft Lehrmittel für die Volksschule, müht sich um eine Neubelebung der romanischen Literatur, betreibt eine eigene kleine Buchdruckerei und wird schließlich noch die Seele und treibende Kraft der ersten kunstgerechten Wildwasserverbauungen in Graubünden. Zuletzt hilft er noch die Bündnerische Naturforschende Gesellschaft gründen und nimmt endlich von einem überaus bewegten, an Mühen und Enttäuschungen reichen Leben mit Seelenruhe und christlicher Zuversicht Abschied.

Wir versagen's uns nicht, die Lebensschicksale dieses ebenso gelehrten wie praktischen Mannes an uns vorüberziehen zu lassen. Man sieht, was sich dem Leben abgewinnen läßt, wenn man stets da Hand anlegt, wo man meint, etwas Edles und Nützliches wirken zu können.

Pöls Vater war Schuster gewesen und suchte nach damaliger Bündner Art sein Brot in der Fremde, im Venetianischen, während die Mutter im Oberengadin sich mit den Kindern ziemlich kümmerlich durchschlug. Im Jahre 1765 starb der Vater rasch weg, just in einem Zeitpunkt, da er endlich auf einen grünen Zweig zu kommen hoffte. Luzius, das jüngste der vier Kinder, war elfjährig, als der Vater starb. Glücklicherweise hatte er einen älteren Bruder, der es als Zuckerbäcker in Bordeaux bald schon so weit brachte, daß er die Angehörigen zu Hause nachhaltig unterstützen konnte. So scheint die Mutter allmählich in ihrem Heimatort Celerina in recht erträglichen Verhältnissen gelebt zu haben. Sie war eine fromme Frau und hielt sich zur Gemeinschaft der Herrnhuter, deren geistvolles Oberhaupt im Engadin der Pfarrer Frizzoni von Celerina gewesen ist. Der hat, um nur eins zu nennen, in kurzer Frist ein romanisches Kirchengesangsbuch geschaffen, dessen Lieder er zum Teil selbst dichtete. Dann richtete er auf dem „Tenn“ der Pfarrhaußscheune eine Druckerei ein und leitete selbst den Druck des Buches. Ein Mann, der sich so in jeder Lebenslage zu helfen wußte, war wahrlich ein gutes Vorbild für den jungen Luzius Pol. Wir sind nicht erstaunt, daß dieser schließlich auch ein Pfarrer werden will. Aber bis zum Ziel war noch ein weiter Weg, und die Mittel der Mutter blieben beschränkt. Man gibt den Knaben zu einem Nachbarnpfarrer in die Lehre, Bansi hieß er, auch ein Angehöriger der Herrnhutergemeinschaft.

Da kamen aber die Jahre, da die Herrnhuter in Graubünden immer schärferen Anfechtungen ausgesetzt waren. Bansi besinnt sich nicht lange, kehrt mit Sack und Pack, mit Familie und dem

„Lehrling“ seiner Heimat den Rücken und wandert aus nach Neuwied. Aber die Welt hatte auch an andern Orten Ecken und Ärgernisse. So kehrte Bansi etwa nach Jahresfrist wieder heim, und hinten auf dem Reisewagen saß auch diesmal wieder der Lehrling Luzius Pol und lernte lateinische, vielleicht auch griechische Vokabeln. Vater Bansi muß übrigens doch seine Pflicht an dem anvertrauten Schüler getan haben. Dieser ist nämlich kaum 18 Jahre alt, wie er sich zur Aufnahmeprüfung in die Synode meldet. In normalen Zeiten hätte man ihn als zu jung für ein Pfarramt zurückgewiesen. Nun waren aber eben jene bösen Hungerjahre, die von 1771 bis 1773 dauerten und für die ganze Nord- und Ostschweiz eine Katastrophe bedeuteten. Da waren in Graubünden in einem einzigen Jahre über dreißig evangelische Prediger durch Hunger und Krankheit weggerafft worden. Es war 1772. So mußte man froh sein über jede junge Kraft, die sich für das Predigtamt zur Verfügung stellte. So ward Pol mit 18 Jahren protestantischer Pfarrer.

Es traf ihn nun allerdings auf eine recht bescheidene Pfarrei, Schuders am Rätikon, mit seinen höchstens 80 bis 100 Seelen. Hier entdeckte der kaum 19jährige Prädikant zwei Dinge: die Unzulänglichkeit seiner theologischen Ausbildung und die Herrlichkeiten der Hochgebirgsnatur. Mit einer wahren Leidenschaft vertieft er sich in die Werke des großen Schweden Linné, eines der verdienstesten Botaniker aller Zeiten. Heute sind sie veraltet; damals waren sie das Allerneueste auf diesem Gebiet. Linné hat Tausende von Verehrern gehabt, aber nie einen, der mehr für ihn glühte als der blutjunge, einsame Bergpfarrer von Schuders. Aber nach Verlauf von drei Jahren waren auch Linné und die ganze Alpenflora von Schuders nicht mehr imstande, dem Pfarrer Pol über die gähnenden Abgründe der Einsamkeit hinwegzuhelfen. Er reichte seine Entlassung ein und schrieb ins Schuderser Kirchenbuch: „Nein, länger hältst du mich nicht mehr, du Stätte voller Jammer!“

Aufs Geratewohl floh er zur Mutter nach Celerrina. Jetzt geriet er erst recht unter den Einfluß des bedeutenden Pfarrers Frizzoni, der ihn nicht nur lehrte, wie man eine gute Predigt macht, sondern auch, wie man Bücher druckt und sogar romanische Bücher. Wie dann Luzius Pol zwei Jahre später die Pfarrei Luzein im Prätigau übernahm, fühlte er sich dem Predigtamt gewachsen. Aber auch sein Lebensideal hatte sich erweitert. Am Bündner Himmel war ein Stern aufgegangen und leider nur zu bald wieder erloschen. Das war Martin Planta, der Schöpfer des Seminars in Haldenstein und Marschlins, ein Mann von in Graubünden unerhörter Tiefe und Weite theologischer, mathematischer und naturwissenschaftlicher Bildung, dazu ein unermüdlicher Schaffer und Anreger auf jedem Gebiet der Volkswohlfahrt. „An seinem Licht“ hat Pol, nach eigenen Worten, „sein schwaches Lämpchen angezündet,“ und in der Tat ist nicht leicht ein Bündner so wie Pol dem Lebensideal Martin Plantas treu geblieben in der Verbindung von wirklicher Frömmigkeit mit Forschungsdrang und tätigster Gemeinnützigkeit.

Auf seiner zweiten Pfarrei, Luzein, entfaltete sich nun Pol aufs reichste. Mit der Herausgabe einer „Grammatik für das Engadin zur Erlernung der deutschen Sprache“ macht er den Anfang. Dann schließt er sich der „Gesellschaft landwirtschaftlicher Freunde“ an, die nach Plantas Vorang mit Feuereifer an der wirtschaftlichen und moralischen Erneuerung Graubündens arbeitete. Auf weiten Bergreisen erweitert er seine Kenntnis von Land und Volk und arbeitet an der geographi-

schen Erschließung Graubündens. Daneben laufen stets seine botanischen Studien, die ihn zur Entomologie (Käfer- und Schmetterlingskunde) hinüberleiten. Dazwischen hinein beteiligt er sich emsig an einer neugegründeten Lesegesellschaft, der Vorläuferin der Bündner Kantonsbibliothek. Auch seine pfarramtlichen Pflichten erfüllt er mit Treue, bis 1790 eine erste, schwere Enttäuschung über ihn hereinbricht.

Es ist ziemlich bekannt, daß das protestantische Graubünden einst das Unikum eines Pfarrerstreiks erlebte. Die Synode von Ardez, 1790, faßte den Beschluß, daß alle Pfarrer, die nicht wenigstens 400 Gulden Gehalt erhielten, ihre Funktionen binnen sechs Monaten einstellen sollten. Die betroffenen Gemeinden waren entrüstet; so auch Luzein, das seinen Pol kurzweg entließ, obwohl er nicht einmal am Synodalbeschuß mitgewirkt hatte. Eine rasche Berufung an eine andere Gemeinde zerschlug sich, weil Pol der Ruf voranging, er sei ein „Naturalist und Schmetterlingsjäger“. Endlich wählte ihn doch die kleine Gemeinde Fläsch an der st. gallischen Grenze. Das war sein Glück, weil er nun in engere Verbindung mit den geistigen Führern des damals „jungen Graubündens“ trat, sein Verhängnis aber, weil er nun, ganz gegen Anlage und Neigung, hineingezogen wurde in die politischen Parteikämpfe jener Zeit.

Zunächst standen auch in Fläsch seine botanischen und entomologischen Studien im Vordergrund, und er war besonders stolz auf einen kleinen, eigenhändig angelegten botanischen Garten. Aber aus dieser Gelehrtenarbeit führte ihn ungewollt die Sorge um die Verbesserung des Schulwesens hinein in die Arena der Politik. Sein Jugendfreund, Pfarrer Bansi Sohn, und Johann Gaudenz von Salis-Seewis, der Dichter, verfaßten mit ihm zusammen ein zeitgemäßes Schulprogramm. Man schritt zur Gründung einer literarischen Anstalt in Malans, finanzierte eine eigene Druckerei, begann mit der Herausgabe von Schulbüchern und bald galt man, mit Recht oder Unrecht, als Verfechter der neuen, nach den Idealen der Französischen Revolution ausschauenden Politik. Zwar war Pol von all seinen Freunden der am wenigsten politische und dachte deshalb auch nicht daran, im Laufe der folgenden schweren politischen Kämpfe sein Heil in der Flucht zu suchen. Für seine kleine Gemeinde Fläsch am Einfallstor der St. Luziensteig holte er bald bei den Österreichern, bald bei den Franzosen die Kastanien aus dem Feuer und leistete mehr als einen rettenden Dienst in der furchtbaren Zeit, immer hilfsbereit, wenn man ihm nur seinen botanischen Garten in Ruhe ließ. Aber es half alles nichts. Pol galt nun einmal durch seine Druckerei in Malans als schwer französisch kompromittiert. So gehörte er denn — zugleich mit Placidus a Spescha — zu den 70 Bündnern, die im Mai 1799 als Geiseln durch die Österreicher nach Innsbruck verschleppt wurden. Nur wenige unter ihnen traf das Schicksal schwerer als den protestantischen Pfarrer von Fläsch. Seine Familie mußte er im hilflosesten Zustand zurücklassen, die Gattin in Erwartung eines zweiten Kindes. Der Gutsbesitz in Luzein blieb ohne Verwaltung, und die Gemeinde Fläsch, von Krieg und politischer Verwirrung heimgesucht, unterließ sogar die Bezahlung des geringen Gehaltes an die Zurückgebliebenen. Ja, als die Deportation der Geiseln gegen zwei Jahre dauerte, wurde einfach ein neuer Pfarrer gewählt, und Pols Frau mußte mit den Kindern das Haus räumen.

Aber es ist auch keiner unter den Bündner Deportierten gewesen, der die Jahre seiner Verbannung so fruchtbar zu machen wußte wie der

immer tätige und immer strebsame Pol. Jetzt endlich, in der Gefangenschaft zu Innsbruck und später in Graz, ging Pol ein Wunsch seines Lebens in Erfüllung, den der Mann mit der brennenden Wißbegier längst zum Unerfüllbaren gelegt hatte, noch ein eigentliches, ernstes Universitätsstudium mitmachen zu dürfen. Der 45jährige Mann hörte Kollegien mit einem Eifer ohne gleichen, legte sogar die Semesterprüfungen ab. Zunächst waren es die Naturwissenschaften, dann die Medizin und endlich technische Vorlesungen über Hydraulik, Hydrostatik, Uferbefestigung und dergleichen, die er hörte, und schon damals befestigte sich in ihm der Entschluß, das Vorderprätgau den Klauen der Landquart zu entreißen.

Wie dann im Februar 1801 endlich die Stunde der Befreiung schlug, kehrte ein Mann zurück, der fest entschlossen war, die Früchte seiner Deportation seinem heimatlichen Bergland in jeder Weise zu Nutze zu machen. Übrigens zeigte sich bei seiner Rückkehr auch der ganze Adel seiner Gesinnung. Pol, der am meisten äußerlich Geschädigte, brachte auf einer stürmischen Synode zu Malans im Sommer 1801 den Frieden zustande, wie die deportierten Pfarrer — es waren ihrer eine größere Zahl — den Daheimgebliebenen die bittersten Vorwürfe machten, weil sie so wenig für sie getan, ja gelegentlich in ihren verwaisten Pfarren sich festgesetzt hatten.

Es scheint, daß der seiner Pfarrei beraubte Mann nach seiner Rückkehr in die Heimat eine Weile schwankte, ob er nicht den Prädikantenberuf ganz aufgeben wolle. Auch beobachten wir seither, daß pfarramtliches Wirken noch stärker als zuvor hinter dem Gedanken zurücktritt, sein Volk von den Schäden seiner volkswirtschaftlichen Rückständigkeit zu befreien. Allein ein zweiter Aufenthalt in Neuwied am Rhein, einem Sitz der Herrenhuter, belebte sichtlich seine Liebe zum ursprünglichen Beruf. So übernahm er dann vorübergehend den Pfarrdienst in Malix, seiner eigentlichen Heimatgemeinde, und siedelte dann als Pfarrer wieder nach Luzein über, das er erst in seinen letzten Lebensjahren noch mit dem leichter zu bedienenden Fideris vertauschte, wo an der Friedhofmauer heute noch sein Grabstein steht. Es ist zwar nicht mehr der schadhafte ursprüngliche, sondern ein Ersatz, den ihm seine Verehrer vor einigen Jahren gestiftet haben.

Das Erstaunlichste aber unter den Leistungen Pols fällt erst ins letzte Drittel seines bewegten Lebens. Das ist das Werk der Landquartbewehrung im vorderen Prätgau. Im Jahrzehnt 1760 bis 1770 hatte der Fluß öfter entsetzlich gehaust und vor allem zwischen Schiers und Grösch unberechenbaren Schaden angerichtet. Erst die neueste Zeit hat die Spuren seiner Verwüstungen verschwinden lassen, und ein kundiges Auge entdeckt sie noch heute. Pol hatte von Luzein aus stets Gelegenheit, die Landquart in ihrer zerstörenden Macht zu beobachten, und als guten Landwirt mußten ihn die weiten, ebenen Strecken reuen, die der Fluß im Laufe der Zeiten der Bewirtschaftung wieder entrisen hatte. Und was das Prätgau vor die Augen führte, war ja nur ein Beispiel von vielen. Da faßte Pol nach seiner Rückkehr von Graz den Entschluß, Hand anzulegen. Er ist nicht Fachmann, nicht Ingenieur, aber ein kühner, warmerziger Dilettant, dem die Not seiner Volksgenossen auf der Seele brennt und der nun den Mut aufbringt, die erste systematische Kolmation oder Flußkorrektur in Graubünden zu versuchen.

Zwar lagen solche Pläne in der Luft, seitdem man unter Friedrich des Großen Protektion die ersten großen Versuche zur Urbarisierung des Oderbruchs in Preußen gemacht hatte. Sie hatten ungeheures Aufsehen erregt. Ihrem Eindruck be-

gegnet man ja heute noch in Goethes Faust. Es wurde anderorts Ähnliches versucht. Für Graubünden aber ist und bleibt der Luzeiner Pfarrer der Anfänger und Bahnbrecher. Zwar wissen wir, daß Ulysses von Salis-Marschlin im Veltlin einen großzügigen Versuch der Bodengewinnung an der Adda im Pian von Castione gemacht hatte, und noch heute gibt's im Volke eine Überlieferung, daß dieser weitblickende Bündner Aristokrat des ausgehenden 18. Jahrhunderts für die Gegend des heutigen Eisenbahnknotenpunktes Landquart ähnliche Pläne gehabt habe. Er mit seinen zeitweilig so bedeutenden Geldmitteln durfte allenfalls so etwas wagen. Aber nun hatten die Revolutionszeiten die großen Privatvermögen in Graubünden zertrümmert. Wer jetzt, nach 1800, bei uns an eine Flußkorrektur gehen wollte, sah sich vor zwei gewaltige Schwierigkeiten gestellt: das Auffinden der für Graubünden passenden technischen Mittel und sodann die Finanzierung des Ganzen. Wie war eine Bündner Bauerngemeinde davon zu überzeugen, daß man einen Fluß wirklich bändigen könne und daß es sich lohne, große Summen in ein Werk zu stecken, dessen Nutzung erst nach Jahrzehnten eintreten konnte! Und dies alles, da der Staat im modernen Sinn als Mithandelnder in Graubünden noch gar nicht in Betracht kam, weil er erst im Werden war.

Der Luzeiner Pfarrer hat's gewagt und wenigstens ein Stück weit durchgeführt, von seiner Rückkehr aus der österreichischen Verbannung bis in die allerletzten Jahre seines Lebens hinein, das er 1828 beschloß. Wie er es ausführte, das läßt sich in Kürze nicht sagen. Darüber kann nur der bis ins kleinste ausgeführte Bericht des Biographen J. Zimmerli Auskunft geben. Es sei nur beiläufig erwähnt, daß Pol dabei zeitweilig nicht nur seine ganze, große Arbeitskraft, sondern auch den größeren Teil seines Vermögens einsetzte. Der erste Versuch, die Landquart beim Austritt aus dem Fuchsenwinkel gegen den Rosenberg hin abzu- drängen, mißlang, und jeder weitere Versuch war mit großen Verlusten verbunden. Auch ist heute von Pols Verbauungen kaum mehr ein dürftiger Rest vorhanden. Aber die Neurbarisierung der großen Ebene zwischen Schiers und Grösch hat mit Pols Bewehrungswerk eingesetzt, und vor allem hat durch die Tatkraft dieses merkwürdigen Pfarrers das Bündnervolk daran glauben gelernt, daß eine planvolle Flußkorrektur zu den möglichen und sich mit der Zeit reichlich lohnenden Dingen gehöre.

Pols Lebenstag ging seinem Ende zu, wie droben in Disentis und Truns die eigenartige Forschungsarbeit des Benediktinerpaters Placidus a Spescha. 1826 hielt die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft ihre Jahresversammlung in Chur, ein Ereignis für das wissenschaftliche Leben in unserem Kanton. Noch findet man da und dort in älteren Hausbibliotheken den gedruckten Verhandlungsbericht dieser Versammlung. Da sei es aufgefallen, wie ein alter, bäurisch gekleideter Mann von den gelehrten und vornehmen Herren aus den größeren Schweizer Städten mit ausgesuchter Achtung und Aufmerksamkeit behandelt wurde. Das war niemand anders als der Dekan Luzius Pol von Fideris, der hier seinen letzten öffentlichen Vortrag hielt „Über die Korrektur der Hauptflüsse vermittelt der Einmündungen ihrer Nebenströme“. Placidus a Spescha war auch geladen und wäre gerne gekommen, soll aber die Erlaubnis von seinen Obern nicht erhalten haben. Er aber wissen, daß er trotz seinem „armen Habit“, wie er's nennt, von den anwesenden Herren aus allen Gegenden des Schweizerlandes mit nicht geringerer Ehrfurcht behandelt worden wäre als Dekan Pol.

Das ist das seltsame Bündner Zwiigestirn des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Solange man in Graubünden Forscherarbeit tut und mitarbeitet an irgendeinem Werke zum Wohl des Ganzen, werden ab und zu diese beiden

Sterne aus der Vergangenheit aufsteigen, die s. Z. fast gleichzeitig kamen und gingen, eigentümlicherweise immer in einer gewissen Distanz, aber mit gemeinsamem Leuchten.

MUSTER VON FILET- UND KREUZSTICHBORDÜREN

Aus der Mappe: KREUZSTICH UND FILETMUSTER AUS GRAUBÜNDEN. Neue Folge.

Herausgegeben von der Bündnerischen Vereinigung für Heimatschutz.

